

Kunst und Krankheit

«Verschattungen» – eine Ausstellung
im Medizinhistorischen Museum

rib. «Prothese», «Verletzt», «Angina pectoris» oder «Herzschrei» heissen die Titel, und die Werke, die dahinterstehen, reden von Leiden, von Schmerz und Verzweiflung; von Hoffnung aber auch, von Mut und Zuversicht. Die Bilder, Graphiken und Skulpturen, die gegenwärtig im Medizinhistorischen Museum der Universität Zürich gezeigt werden, sind geprägt vom Erlebnis einer Krankheit oder eines Unfalls. Sie sind gezeichnet von der Angst, die damit in ein Leben einbricht, von den zwischen Hoffnung und Resignation wechselnden Gefühlen, die sie auslösen, und von der Verunsicherung, die sie zurücklassen. Unter dem Titel «Verschattungen» hat der an der Zürcher Universitätsklinik tätige Chirurg Urs V. Brunner zusammen mit dem Wiener Kunsthistoriker Manfred M. Lang rund sechzig Gemälde, Zeichnungen und Skulpturen zeitgenössischer Künstlerinnen und Künstler zusammengestellt, die sich mit Krankheit oder Unfall auseinandersetzen.

Angeregt durch Andy Warhols Serie «Crashes» (1963) – grossformatige Bilder von Autounfällen –, haben die beiden Verantwortlichen Ausstellungen, Galerien und Kunstmesse durchstreift und nach Werken gesucht, in denen Krankheit oder Unfall bildnerisch gestaltet und verarbeitet wird. Zustande gekommen ist eine Folge von Arbeiten, die vor allem die Vielfalt der möglichen Zugriffe auf das Thema widerspiegeln. Entsprechungen oder Korrespondenzen mögen sich vereinzelt zeigen; bestimmend bleibt aber der Eindruck der Subjektivität. Einer Subjektivität, die das Thema geradezu aufzwingen scheint. Verschiedenstes (auch von unterschiedlicher Qualität) trifft zusammen und belegt eindringlich, dass kaum ein Ereignis so direkt trifft und zu derart persönlicher Antwort drängt. Die einzelnen Werken eingeschriebene Sprachlosigkeit, der gleichsam stammelnde Umgang mit gestalterischen Mitteln ist von daher als Eingeständnis der Ohnmacht einer Erscheinung gegenüber zu verstehen, welche an die Grundlagen des Selbstverständnisses rührt.

Über zwanzig Künstlerinnen und Künstler sind vertreten. Ein Teil der Werke ist aus der Auseinandersetzung mit einer eigenen Krankheit hervorgegangen, andere spiegeln die Anteilnahme am Schicksal von Angehörigen oder Freunden. Entdeckungen gibt es durchaus zu machen. Beispielsweise die Arbeiten Lilian Hasler Durrers: eine in expressives Blau getauchte Figur, einen Schrei auf den Lippen, die mit den Händen ihre Brust auf dem Boden verstreute menschliche Gliedmassen, zufällig ausgelegt, ohne Ordnung, ohne Sinn. Oder Philipp Trautmanns in scheinbar zielloser Bewegung pulsierende Darstellungen von Verkehrsunfällen. Daneben stehen eher verhaltene Werke wie Sergio Emerys und Em Manuschs Bilder von Krankenbetten. Sie rücken die Verlasseneheit in den Blick, die mit Krankheit einhergeht, reden von der Einsamkeit, welche die Betroffenen von ihrer Umwelt trennt. Sanddünen gleich erheben sich Bettzeug und Decken, türmen sich über kleinen, hilflosen Körpern zu scheinbar endlosen Landschaften. Anderes stellt die Bewältigung des Schicksals in den Mittelpunkt, etwa ein Torso Christa Körners, der die Auseinandersetzung mit der Brustamputation einer Freundin spiegelt, oder zielt in ironischer Weise auf die schamanisch-ritualisierten Ursprünge der Medizin ab wie die Installation des slowakischen Künstlers Roman Ondak mit in Standgläsern eingemachten medizinischen Lehrbüchern oder Daniel Spoerri's Assemblage, die Wasser von Heilquellen aus der Bretagne in einer Art Wanderapotheke vereint.

Eine Folge von Werken, die anregt, bisweilen verwirrt und Fragen aufwirft. Die – nicht durchwegs nachvollziehbare – thematische Gliederung der Ausstellung vermag den Eindruck einer gewissen Beliebigkeit in der Auswahl nicht ganz zu verwischen. Zur Beschäftigung mit dem Thema Krankheit in der Gegenwartskunst hätte wohl auch ein Werk gehört, das sich explizit mit Aids auseinandersetzt. Dafür hätte man sich vielleicht dazu durchringen können, auf das eine oder andere Exponat zu verzichten; ein Entschluss, von dem die ganze Ausstellung profitiert hätte. Im Ausstellungsraum des Medizinhistorischen Museums derart eng zusammengedrängt, werden einzelne Werke etwas um ihre Wirkung gebracht.

Zürich, Medizinhistorisches Museum der Universität (Rämistrasse 69), bis 31. August. Geöffnet Dienstag bis Freitag 13 bis 18 Uhr, Samstag und Sonntag 11 bis 17 Uhr.

NZZ 12.3.96